

Sein Dripping ist gar nicht übel

Das gute Bild eines schlechten Künstlers: Norman Rockwell stellte 1962 auf seinem Gemälde „The Connoisseur“ den Betrachter vor ein Werk, wie es Jackson Pollock nicht schöner hätte malen können.

Ist er der größte lebende Künstler der Vereinigten Staaten?“, fragte das Magazin „Life“ am 8. Juli 1949 in einer groß aufgemachten Geschichte über Jackson Pollock, den neuen Heroen der amerikanischen Kunstszene. Die reiferische Frage war rhetorisch, die Antwort konnte nur lauten: Aber ja doch!

„Ist er der populärste lebende Maler der Vereinigten Staaten?“ So hätte seinerzeit der Titel einer Story über Norman Rockwell lauten können, und auch in diesem Fall wäre die Antwort eindeutig ausgefallen: Natürlich ist er das!

Wenn der Action Painter Pollock zum exemplarischen Vorreiter einer neuen Freiheit Amerikas stilisiert wurde, so verkörperte der 1894 in New York geborene

reichste Kunstkritiker des vorigen Säkulums, 1940 einen Essay, in dem er Norman Rockwell als kapitalistisches Pendant des russischen Sozialrealisten Ilja Repin erwähnte. Pollock und Rockwell – unterschiedlicher können malerische Temperamente nicht sein. In einem seiner letzten Cover für die „Saturday Evening Post“ aber hat sich Rockwell auf raffinierte Weise mit „Jack, the Dripper“ vereint. „The Connoisseur“ heißt das Werk von 1962, für das Rockwell selbst zum Dripper geworden ist, wie ein Foto aus seinem Studio zeigt. Rockwells „Arena“ war in dessen bedeutend kleiner als Pollocks Scheune.

Einem Ondit zufolge hat der Maler Willem de Kooning der bunten Tröpfelmaleri Rockwells bescheinigt, diese sei besser gelungen als jene des Meisters. Sicher ein etwas vergiftetes Lob. Der dicke weiße Splash, der vor dem wohlhabenden Herrn teils verdeckt wird, sieht aus, als habe jemand einen Farbbeutel auf die Leinwand geschleudert.

Ist dieser Mann vor dem Bild aber überhaupt ein „Kenner“? Mit Hut und Regenschirm ausgestattet, so stellen wir uns den Experten in Sachen Modernismus im Museum eigentlich nicht vor; Rockwells Connoisseur haftet eher etwas vom Biedermann an. Immerhin baut sich dieser Bildbetrachter – darin ganz den Vorstellungen der Abstrakten Expressionisten entsprechend – direkt vor dem Gemälde auf, so dass dieses sein gesamtes Blickfeld ausfüllt. Das wiederum erinnert uns an Betrachter-Fotos aus den fünfziger Jahren, die lehrbuchartig demonstrieren sollten: So guckt man moderne Kunst an! Ebendies macht die Gegenwartskunst für Rockwells Betrachter zum Faszinosum, aber eben auch ein bisschen suspekt.

So besehen, malt Rockwell in den frühen sechziger Jahren eine besondere Mischung aus Respekt und Distanz gegenüber der modernen Kunst – wie das der Kritiker und Künstler Brian O'Doherty 1976 in einer legendären Essay-Serie als Verhaltensmuster und Norm im White Cube, in der „Weißen Zelle“, ebenso brillant wie sarkastisch aufs Korn genommen hat. „Das Auge und der Betrachter“ heißt diesbezüglich ein Kapitel über den Habitus des kunstbeflissenen Museumsbesuchers. „Wer ist dieser Betrachter?“, fragt O'Doherty und antwortet: „Er hat kein Gesicht, er hat zuallermeist nur einen Rücken. Seine Haltung ist fragend, seine Verwirrung diskret. Er – und ich glaube, er ist



Sieht so Kennerschaft aus? Norman Rockwells „The Connoisseur“, 1962 auf dem Cover der „Saturday Evening Post“

Foto Archiv

DER ANDERE KANON

5



Gute Kunst von schlechten Künstlern. Schlechte Kunst von guten Künstlern.

Rockwell einen patriotischen Regionalismus, der sich über Jahrzehnte hinweg enormer publizistischer Verbreitung erfreute. Nicht weniger als 322 Titelbilder illustrierte der „amerikanische Spitzweg des zwanzigsten Jahrhunderts“ im Zeitraum von 1916 bis 1963 für die „Saturday Evening Post“, ehemals eine der auflagenstärksten Zeitschriften Amerikas. Seine knusprigen Truthähne zum Thanksgiving Day, die frömmelnden Familien, die Lausbuben, Pfadfinder, Baseballspieler oder die zapackende Werftarbeiterin „Rosie the Riveter“ (Die Nietlerin) sind ebenso ins amerikanische Bildgedächtnis eingegangen wie ein Gemälde gegen die Rassenunterscheidung, das 1964 als Doppelseite in der Zeitschrift „Look“ erschien: „The Problem We All Live With“. Dargestellt ist das afroamerikanische Mädchen Ruby Bridges, das auf dem Schulweg in Louisiana von männlichen Beschützern eskortiert wird – in einem aufsehenerregenden Prozess hatten die Eltern durchgesetzt, dass die Sechsjährige eine vormalig nur von Weißen besuchte Grundschule besuchen dürfe. Barack Obama hängte sich die Ikone des Civil Rights Movement 2011 im Weißen Haus übers Sofa.

„Avantgarde und Kitsch“ nannte Clement Greenberg, später der einfluss-

mehr männlichen als weiblichen Geschlechts – trat zusammen mit der Moderne auf, das heißt mit dem Verschwinden der Perspektive.“

Der Betrachter und „mit ihm sein versnobter Verwandter, das Auge“, fährt O'Doherty fort, verkehrten „in guten Kreisen“, und ihr Interesse richtete sich auf etwas, was „zu den elitärsten Erfindungen“ zähle, „die der Menschengeist er ersonnen hat“; gemeint ist die Oberfläche des modernen Bildes. Bemerkenswert genaug: All diese kunstsoziologische Analyse fand sich 1962 in gemalter Form auf dem Titel der „Saturday Evening Post“.

Längst hat auch der Auktionsmarkt den Maler Norman Rockwell entdeckt. In

den vergangenen zehn Jahren wurden Bilder von seiner Hand zu schier astronomischen Preisen versteigert. 2013 spielte sein Familien-Idyll „Saying Grace“ aus dem Jahr 1951 sensationelle 46 Millionen Dollar ein und kam damit sogar ziemlich nahe an den Pollock-Rekord von 58,3 Millionen Dollar heran. Zu Rockwells passionierten Sammlern zählen die Regisseure Steven Spielberg und George Lucas.

Ist der 1978 gestorbene Norman Rockwell damit im Kanon willkommen geheißen? Schauen wir in ein druckfrisches Kompendium amerikanischer Kunst des vorigen Jahrhunderts, die dickleibige Anthologie „Modern Art in America 1908 – 1968“ des einflussreichen Kunsthistori-

kers und ehemaligen Kurators William C. Agee – fraglos ein Connoisseur. Das Buch trägt nach eigenem Anspruch „das Beste an moderner Kunst in Amerika“ zusammen – und übergeht den Seelenwärmer der „Saturday Evening Post“ schönd. Der hatte freilich selbst einmal festgestellt, er sei Illustrator, kein Künstler, und hätte sich nie im Olymp verortet. Gelegentlich versuche er das eine „große Bild“ zu malen, „etwas Ernsthaftes und Bedeutendes, das die Welt verändern wird“, berichtete Norman Rockwell. Das aber, räumte er ein, „übersteigt meinen Horizont“.

GEORG IMDAHL

Der Autor ist Professor an der Kunstakademie Münster.

Sinnbild für einen gescheiterten Staat

Nur kostbare Hülle: Die im Bosnien-Krieg zerstörte Nationalbibliothek von Sarajevo steht zwei Jahre nach Vollendung ihres Wiederaufbaus leer

SARAJEVO, im August Während der Belagerung Sarajevos spielte der Cellist Vedran Smailović in der Ruine der bosnisch-hercegovinischen Nationalbibliothek Albinonis Adagio in G-Moll. Die Fotografien, die dabei entstanden, gehören zu den ergreifendsten Bilddokumenten des Bosnien-Krieges. Sie zeigen den seiner Arbeit hingegebenen Musiker in Konzertkleidung inmitten der Trümmerlandschaft, die vom prachtvollen Inneren des Baus geblieben war, nachdem ihn die serbischen Belagerer im Sommer 1992 in Brand geschossen hatten.

Die Zerstörung der Bibliothek war kein „Kollateralschaden“ des Dauerbeschusses der bosnischen Hauptstadt, bei dem Tag für Tag mehrere hundert Granaten einschlugen. Sie war vermutlich das Ergebnis eines gezielten Angriffs, der Muslime und Kroaten aus Sarajevo vertreiben und die Zeugnisse ihrer Kultur auslöschen sollte.

Die Angriffe galten auch dem gemeinsamen Kulturerbe, das die ethnisch-religiösen Gruppen Bosnien-Hercegovinas ver-

bindet und damit zum Fundament eines gemeinsamen Staates werden könnte. Genau dafür stand die Nationalbibliothek wie kaum ein anderes Baudenkmal Sarajevos. Im späten neunzehnten Jahrhundert unter österreichisch-ungarischer Herrschaft als Rathaus errichtet, dürfte der am Rande der kleinteiligen Altstadt gelegene Großbau von der Bevölkerung zwar zunächst als protziger Fremdkörper und Machtgeste des Habsburgerreichs empfunden worden sein. Mit seinem orientalisierenden Stil erwies er aber der muslimischen Tradition der Stadt Reverenz, und mit seiner ursprünglichen Funktion diente er einem Stadtregiment, in dem alle Bevölkerungsgruppen vertreten waren.

Nach dem Zweiten Weltkrieg zur National- und Universitätsbibliothek umfunktioniert, wurde er zum Speicher des Kulturgutes aller in der jugoslawischen Teilrepublik Bosnien-Hercegovina zusammenlebenden Ethnien. Seine Zerstörung war deshalb ein Stoß gegen die gemeinsame Identität. Mehr als zwei Millionen Bücher sollen verbrannt sein, nachdem die Feuer-

wehr durch permanenten Beschuss am Löschen gehindert worden war.

Die Fotos des Cellisten in der Ruine sind eine Anklage gegen die Barbarei der Belagerer. Sie vermitteln aber auch eine plakative Botschaft der Hoffnung auf die heilende Wirkung der Kultur. Im Zeichen dieser Hoffnung wurde 1996 der Wiederaufbau der Nationalbibliothek in Angriff genommen. Fast zwei Jahrzehnte lang haben Architekten und Restauratoren den Bau minutiös rekonstruiert. Sie stützten sich dabei auf internationale Expertise und großzügige Unterstützung durch die Europäische Union, die den größten Teil der Kosten übernahm.

Die mit einer filigranen Attika bekrönten, in hellen Ocker- und Beigetönen verputzten Fassaden zeigen heute wieder ihre Pracht, die hufeisenförmigen Arkaden der dem Fluss Miljacka zugewandten Eingangsfront strahlen in makellosem Weiß. Das Innere imponiert mit einer feierlichen Eingangshalle samt einladender Marmortreppe und opulent ausgestatteten Sitzungs- und Festsälen des einstigen

Rathauses. Mit Hingabe an das Detail wurde die durch Brand und Teileinsturz weitgehend zerstörte Dekorfülle aus feingliedrigen Bogenreihen, Friesen, Pilastern, Holzvertäfelungen, Buntglasfenstern, Deckenmalereien und Wandkacheln wiederhergestellt.

So glanzvoll wie heute dürfte sich der Bau nie dargeboten haben. Ganz geschichtsvergessen ist die Rekonstruktion aber nicht. Es wurden auch einige Spuren der Zerstörung konserviert, etwa am Terrazzoboden, wo entsprechend den Forderungen moderner Denkmalpflege nach Erkennbarkeit von Original und Ergänzung die Bruchlinien zwischen den erhaltenen Fragmenten und dem neuen Material zu sehen sind. Dennoch ist die wiedererstandene Nationalbibliothek eine gebaute Illusion. Zwei Jahre nach seiner feierlichen Wiedereröffnung im Mai 2014 steht der Bau bis auf eine kleine Ausstellung zur Architektur- und Stadtgeschichte im Untergeschoss leer. Beklommenheit schleicht sich beim Durchmessen der bisher vergeblich auf Nutzer wartenden Säle ein.

Die gespenstische Leere der Nationalbibliothek steht zeichnerhaft für den Zustand des bosnisch-hercegovinischen Staates, in dem so gar nicht zusammenwachsen will, was nach der Idee des Friedensvertrags von Dayton zusammenwachsen sollte. Der Krieg, den das 1995 geschlossene Abkommen beendete, hatte die Basis für ein Zusammenleben von Muslimen, Serben und Kroaten in einem gemeinsamen Staat für lange Zeit zerstört. Die ethnische Abschottung zeigt sich besonders drastisch in der geteilten Hauptstadt Sarajevo. Das Zentrum und die gewachsenen Wohnviertel werden von Muslimen dominiert. Die Serben leben im administrativ völlig getrennten Ost-Sarajevo, das zu der innerhalb des Bundestaats Bosnien-Hercegovina weitgehend autonomen Republika Srpska gehört. An Sarajevos Flughafen erhält man zu der nur wenige Autominuten entfernten, trost- und gestaltlosen Neustadt keine Auskunft. Der Taxifahrer rundzelt die Stirn, als er das Fahrziel hört, und zieht das Taxischild ein, weil er für Ost-Sarajevo keine Lizenz hat.

Unter den Animositäten zwischen den politischen Vertretungen der Bevölkerungsgruppen und der Unfähigkeit der Behörden, die durch die allgegenwärtige Korruption verschärft wird, leiden besonders die gesamtstaatlichen Kultureinrichtungen. In einem Land, in dem Museen jahrelang geschlossen bleiben, weil man sich nicht auf die Finanzierung des Betriebs einigen kann, verwundert es auch nicht, dass die wiedererstandene Nationalbibliothek bis auf Weiteres ein Dasein als Geisterschloss fristet.

Falsch war der Wiederaufbau deshalb nicht. Das leere Gebäude ist Sinnbild eines gescheiterten Staates, aber es ist auch ein Angebot, mit dem künftige Generationen vielleicht besser umgehen können. Möglich gemacht hat es die Europäische Union, für die die Tragödien beim Zerfall Jugoslawiens eine Mahnung sein sollten. Denn die Mischung aus niederen Instinkten und Blindheit, die sie derzeit zu zerlegen droht, ähnelt beunruhigend dem von Demagogen entfachten Hass, der den Bosnien-Krieg ausgelöst hat und das Land bis heute drangsaliert. ARNOLD BARTETZKY



1992 wurde die Nationalbibliothek Sarajevos durch Granateneinschläge zerstört. Übrig blieb eine Ruine. Seit zwei Jahren ist die Bibliothek wieder aufgebaut. Und steht leer. Fotos Reuters



Im Plagiat vereint

Abschreiben in Rumänien hat offenbar System

Vier Jahre ist es her, dass der frühere rumänische Ministerpräsident Victor Ponta wegen des Vorwurfs, er habe große Teile seiner Doktorarbeit plagiiert, in die Schlagzeilen geriet – ohne dass der Plagiatsvorwurf, über den diese Zeitung damals ausführlich berichtete (F.A.Z. vom 19. Juni 2012), für den rumänischen Politiker Konsequenzen gehabt hätte. In einem taktisch geschickten Zug hatte Ponta sogar im Dezember 2014 gegenüber der Bukarester Universität, wo er 2003 an der rechtswissenschaftlichen Fakultät bei seinem Parteifreund, dem damaligen Ministerpräsidenten Adrian Nastase, über den Internationalen Strafgerichtshof promoviert hatte, seine Bereitschaft zum Verzicht auf den Dokortitel erklärt. Allerdings fügte er damals mit der Pose eines zutiefst Gekränkten rechtfertigend hinzu, nach all den Jahren wäre selbst manches Tötungsdelikt längst verjährt.

Für die Universität war der Fall damit erledigt. Der Politiker blieb weiterhin an der Spitze der Regierung, wo er sich trotz anderweitiger Korruptionsvorwürfe noch für fast ein Jahr hielt. Im November 2015 trat Ponta dann zurück, aber nicht wegen des erschreckenden akademischen Grads, sondern aufgrund der Massenproteste, die der tödliche Brand in dem Bukarester Nachtclub „Colectiv“ ausgelöst hatte. Mit Ponta ist damals auch sein Innenminister Gabriel Oprea gegangen, der seit Juni 2015 ebenfalls des Plagiats beschuldigt wurde. Auch er hatte seine Dissertation (über Beschwerdeverfahren) an der Rechtsfakultät der Universität Bukarest vorgelegt. Sein Betreuer, der Rechtsanwalt und Politiker Ion Neagu, blieb von der Affäre unberührt. Ebenso davon, dass er als Rektor der Universität von Ministerpräsident Adrian Nastase ein Millionengeschenk aus Steuergeldern erhalten hatte. Nastase wiederum saß zwischen 2012 und 2014 mehrere Monate im Gefängnis, allerdings wegen anderer Korruptionsdelikte.

Nun scheint die Plagiatsaffäre Ponta ein Ende gefunden zu haben. Vor wenigen Tagen ordnete der seit dem 7. Juli amtierende rumänische Bildungsminister Mircea Dumitru, Philosoph und von 2011 bis 2016 Rektor der Bukarester Universität an, Victor Ponta den Dokortitel zu entziehen. Er habe, so die Begründung, gegen die „ethischen Maßstäbe der akademischen Forschung verstoßen“. Für einen solchen Verstoß sieht Artikel 170 des rumänischen Bildungsgesetzes aus dem Jahr 2011 als Höchststrafe die Aberkennung der Doktorwürde vor. Schon als diese Maßnahme Ende Juni vom für die Vergabe akademischer Titel zuständigen Nationalen Rat (CNATIDCU) empfohlen wurde, meldete sich Ponta zu Wort. Mit dem für ihn typischen Zynismus postete er auf seiner Facebook-Seite: „Oh! Die herrschenden Technokraten haben das wichtigste Problem unseres Landes gelöst! Wie schon Basescu 2012 haben auch sie mir jetzt das Recht auf den Doktorgrad abgesprochen!“ Traian Basescu, rumänischer Präsident von 2004 bis 2014 und Pontas erbittertester Gegner, war es damals nicht gelungen, dem Plagiator den Titel aberkennen zu lassen.

Ponta hat nun eine Widerspruchsfrist von zehn Tagen – wie auch der erwähnte frühere Innenminister Gabriel Oprea, den die Expertenkommission des CNATIDCU jetzt des Plagiats beschuldigt. Anders als sein ehemaliger Regierungschef will Oprea von diesem Recht auch Gebrauch machen, wie er bereits im Internet verkündet hat; wenn nötig, gehe er auch vor Gericht. Für das postkommunistische rumänische Hochschulsystem ist es beileibe kein Ruhmesblatt, wenn Oprea zu seiner Verteidigung anföhrt, man könne die Verhältnisse, wie sie im Jahr 2000 an der Bukarester Universität geherrscht hätten, nicht mit heutigen Maßstäben messen.

Aber nicht nur aus dieser Zeit stammen weitere Dissertationen prominenter rumänischer Politiker, mit denen der CNATIDCU derzeit ebenfalls wegen Plagiatsverdachts befasst ist. So findet sich auf der Liste der untersuchten Fälle auch Rumäniens amtierender Innenminister Petre Toba, der im Jahr 2011 parallel zu seinem Amt als Polizeichef des Landes an der Bukarester „Nationalen Verteidigungsakademie Carol I.“ ein dreijähriges Promotionsstudium abgeschlossen hatte. Die von ihm verfasste Doktorarbeit hat den Titel „Die rumänische Polizei: Eine Kraft der Stabilität und der Sicherheit – Über die Optimierung des internationalen Kooperationsmanagements bei der Bekämpfung unkonventioneller Gefahren“.

Dass Tobias Betreuer Anghel Andreescu ein Kumpan aus hochrangigen Polizeikreisen war, verwundert im Land kaum jemanden. Kritikern war schon vor der Ernennung von Toba zum Innenminister im Dezember 2015 aufgefallen, dass seine Dissertation 2010 im Druck erschienen war, er sie aber erst im Frühjahr 2011 mündlich verteidigt hatte. Von den 390 reinen Textseiten dieser Arbeit meinen Beobachter zumindest 250 als Plagiat ausmachen zu können. Sogar die Einleitung sei abgeschrieben – von der Dissertation eines Polizeikollegen, der ebenfalls bei Anghel Andreescu promoviert habe. JOSEPH CROITORU